(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 273. Mittwoch, 20. November 1895.

Gegen den Minenschwindel.

In Chemnitz hat sich jüngst eine Kolonisationsgesellschaft für Südafrika unter der Führung des Manometerfabrikanten Herrn Schubert gebildet und einen Aufruf nebst Prospekt veröffentlicht. Der Aufruf geht davon aus, daß Siedelungen in deutschen Kolonien national betrachtet am meisten erwünscht erscheinen, in finanzieller und kommerzieller Beziehung dagegen die Gebiete den Vorzug verdienen, die aus irgend welchen Gründen eine schnelle Entwickelung verbürgen. Es wird dann ein kurzer Ueberblick über den Aufschwung Südafrikas gegeben, die große, wachsende Goldproduktion in Transvaal beleuchtet, die Muthmaßung auf ähnlichen Goldreichthum in Matabele- und Maschonaland, welche im Besitz der Chartered Company seien, ausgesprochen, und mit dem Appell, nicht nur an die kolonialfreundlichen Kreise, sondern an jeden national gesinnten Mann geschlossen, die ungemein günstige Gelegenheit zu benutzen und einen angebogenen Koupon ausgefüllt an seine Presse gelangen zu lassen. Stammantheile werden in beliebiger Höhe ausgegeben, müssen mindestens 500 Mk. betragen und stets durch 10 theilbar sein. Abschnitte werden bis zu dem Betrage von 20 Mark ausgegeben, deren Inhaber als Mitglieder ins Leben zu rufenden Zweiganstalten gelten, welche die entsprechende Anzahl von Vollantheilscheinen übernehmen würden. Das Objekt der Gesellschaft ist die Errichtung von Ackerbaukolonien in Südafrika.

Die „Deutsche Kolonialztg.“ warnt vor der Betheiligung an dem Unternehmen, indem sie schreibt: „Wir haben immer der Anlage deutschen Kapitals in dem aufstrebenden Transvaal das Wort geredet, weil damit auch unser politischer Einfluß steigt, aber ebenso energisch uns gegen den besonders von den englischen Minengesellschaften ausgeführten Minenschwindel, dem manche Deutsche zum Opfer fielen, ausgesprochen. Wir wollen die Aufrichtigkeit der von dem Chemnitzer Komitee kundgegebenen patriotischen Absichten bei diesem Unternehmen nicht untersuchen, aber wir bezweifeln ganz entschieden, daß der Erfolg solcher Absicht entsprechen, und daß ein unser nationales Interesse förderndes Ackerbau- und Kolonisationswerk aus dem Chemnitzer entstehen werde. Das englische System des Pfundshares, dessen Nachtheile die Engländer längst eingesehen haben und gegen das in England eine immer stärker werdende Agitation eingesetzt hat, soll also noch in verschlechterter Weise in Deutschland eingeführt werden. Wir glauben nicht, daß man in kolonialen Kreisen der Einführung eines solchen Systems, auch wenn es sich um ganz gesunde Unternehmungen handelt, beipflichten wird, wenn es auch in hohem Grade erwünscht ist, daß für koloniale Unternehmungen Geld in größeren Massen flüssig gemacht werden könnte.

Vermischtes.

Zur Warnung. In Chemnitz in Sachsen ereignete sich in der Theaterstraße ein bedauerlicher Vorfall. Daselbst waren Arbeiter vom Telegraphenamt auf einem Hause mit der Befestigung von Telephondrähten beschäftigt. Ein solcher Draht fiel von oben herab und kam auf den an dieser Stelle isolirten Leitungsdraht zu liegen, während das Ende des Telephondrahtes auf die Straße herabhing. Während dessen kam ein Fuhrmann mit einem mit zwei Pferden bespannten schweren Geschirr auf die fragliche Stelle zu gefahren. Wie immer bei Arbeiten an den Telephonleitungen, war auch hier ein Wachposten auf der Straße aufgestellt, um etwa herabfallende Drähte zu beseitigen. Dieser Arbeiter rief dem Kutscher auf etwa 7 Meter Entfernung zu, daß er halten solle. Dennoch kamen die Pferde an den herabhängenden Draht (welcher zunächst noch auf den an dieser Stelle zur Isolirung angebrachten Tonkinstäben auflag), schleppten diesen mit sich, so daß er schließlich mit dem ungeschützten Starkstromleitungsdraht der Straßenbahn in Berührung kam, und nun der Strom von Volt 500 beide Pferde traf. Diese stürzten sofort zu Boden und verendeten alsbald. Der auf der Straße postirte Arbeiter des Telegraphenamts hatte versucht, den herabfallenden Draht hinwegzuziehen, wurde jedoch, da er nicht mit Isolirhandschuhen ausgestattet war, ebenfalls von dem vollen Strom getroffen. Es war ihm nicht eher möglich, von dem Drahte loszukommen, bis die Berührungsstelle durchschmolzen war; er fiel zu Boden, stand aber dann selbst wieder auf und hat, außer einem tüchtigen Schrecken, keinerlei Schaden davongetragen. Der Führer des Geschirrs wurde von dem Unfall nicht mitbetroffen.

„Allerseelen“, das Fest der katholischen Kirche zum Gedächtniß der Verstorbenen, hat in Castans Panoptikum in Berlin den Anlaß zu einer neuen, wunderbar ergreifenden szenischen Darstellung gegeben, eine Darstellung, welche, wie alle bisherigen Werke des genialen Schöpfers, Herrn Gustav Castan, für das Panoptikum eine große Zugkraft zu werden verspricht. Das Motiv zu der packenden „Illusion“ bildet das bekannte Lassensche Lied „Wie einst im Mai!“ Am Allerseelenabend sitzt in seinem Zimmer ein junger Mann, — hier ein bekannter Schauspieler und Sänger, — dem der Tod die Braut entrissen, wehmüthig das Lassensche Lied vor sich hin singend; da erscheint ihm die Geliebte in Schleier und Myrthenkranz; magisches Zwielicht durchfluthet den Raum: durchs Fenster blinken vom Kirchhof herüber die Lichter der Todten.

„Es blüht und funkelt heut an jedem Grabe,
Ein Tag im Jahr ist den Todten frei, —
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,
Wie einst im Mai, wie einst im Mai!“

Der Sänger erhebt sich, leiser werden die Töne des Liedes, das Phantom sinkt an seine Brust, um gleich darauf in ein Nichts zu zerfließen. Ein Momentbild von erschütternder Wirkung.

Litterarisches.

Die vielfach sieggekrönte Yacht des Kaisers „Meteor“ bildet in der neuesten Nummer der „Modernen Kunst“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, á Heft 60 Pf.) den Gegenstand einer prächtigen Marine von Hans Petersen. Im Vollschmucke der Segel durchschneidet sie majestätisch die tiefblauen Wellen, während ihr im Hintergrunde ein ganzes Geschwader anderer Yachten folgt. Prangt dieses große doppelseitige Bild in glänzenden Farbentönen, so kommt in den Kunstbeilagen in Schwarzdruck die intimire Kunst zur Geltung. Hier ist besonders ein stimmungsvolles Bild von J. von Berres „Nach der Schlacht“ hervorzuheben. In dem belletristischen Theil des Blattes beginnt eine hochinteressante Veröffentlichung. Eine Französin der vornehmsten Pariser Gesellschaft, Madeleine Baronin Deslandes, die unter dem Pseudonym Ossit eine Rolle in der litterarischen Welt spielt, publizirt in einem deutschen Familienblatt ein poesievolles, in Form und Inhalt gleich deutsch empfundenes und erzähltes modernes Märchen: Ilse. Die Anregung dazu hat die Baronin Deslandes in Bayreuth empfangen, wohin sie als begeisterte Wagnerverehrerin gepilgert war. In der formvollendeten Uebersetzung ihres deutschen Freundes, des Freiherrn Georg von Ompteda, mit den stimmungsvollen Illustrationen von Georg Schöbel macht es einen durchaus deutschen Eindruck und zeugt von der Empfänglichkeit eines fein empfindenden Frauengemüths für die Poesie unseres Vaterlandes.

Ein interessantes Kapitel vom Wahrsagen enthält das neueste Heft der beliebten illustrirten Familien-Zeitschrift „Zur Guten Stunde“ (Berlin W. Deutsches Verlagshaus Bong und Co., Preis des Vierzehntagsheftes 40 Pfg.). — Ungemein fesselnd sind wieder die Romane der Zeitschrift, obenan Alexander Baron von Roberts tiefergreifende Kriegserzählung „Schlachtenbummler“ und Rudolf Elchos meisterlicher Roman „Die Pflicht des Starken“. Die populären Artikel bieten reiche Abwechselung, in den Illustrationen ist jedes Heft ein Sammelalbum der besten Werke modernen künstlerischen Schaffens, und in der Gratisbeilage „Illustrirte Klassikerbibliothek“ mit Eichendorff's Gedichten wird ein Schatz für jede Bücherei geboten.

Die Französin.

Roman von Arthur Zapp.

(Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

Er schüttelte mit dem Kopf und sah sie mit einem Blick an, in dem leidenschaftliches Begehren mit zagender Aengstlichkeit kämpfte. Sein Athem ging hastig und das Blut schoß ihm heftig in's Gesicht. Dabei bewegten sich seine Lippen, doch ohne einen Laut hervorzubringen. Offenbar wagte er nicht, dem kühnen Wunsche, der sein Herz in schnelleren Schlägen pochen machte, offen Ausdruck zu geben.

„Nun?“

Erstaunt blickte sie ihn an. Plötzlich zuckte ein Blitz des Verständnisses in ihr auf und auch auf ihrem Gesicht flammte heiße Gluth auf. Befangen, den Blick von ihm wendend, in unsicherem Tone fragte sie:

„Wa — was willst Du denn aber, wenn nicht tanzen?“

Er athmete noch einmal tief, dann sagte er, nach einem Seufzer des Bedauerns, in deutlichem Ton der Resignation: „Gieb mir die Rose aus Deinem Haar!“

Ein eigenthümlicher Ausdruck huschte über ihr Gesicht, ein Gemisch von Enttäuschung, Geringschätzung und innerlicher Befreiung. Schon hob sie die Hand empor, aber auf halbem Wege ließ sie sie wieder sinken.

Schelmisch blitzten ihn ihre Augen an.

„Nimm sie Dir selbst!“ rief sie, leichtfüßig davonfliehend.

Ihm gab es einen Ruck und im Nu war er hinter ihr her, nicht minder leichtfüßig wie sie. Kurz vor der Thürschwelle zum Nebenraum holte er sie ein. Mit der linken Hand umschlang er sie sanft, die rechte reckte sich zu ihrem Haar empor, in dem als einziger Schmuck eine prächtige Marschall Niel-Rose winkte. Aber neckisch bog sie den Kopf hin und her.

„Madeleine!“ stammelte er flehend.

Und plötzlich — war eine falsche Wendung ihres Kopfes schuld oder riß ihn seine kecke Leidenschaftlichkeit hin? — plötzlich preßten sich Herbert's Lippen auf die ihren.

Einen kurzen Moment schloß sie die Augen widerstandslos, einen kurzen Moment, dann riß sie sich ungestüm von ihm los und eh' es sich Herbert versah, spürte er die weichen, zarten Finger ihrer Rechten auf seiner Wange.

In der nächsten Sekunde war sie verschwunden.

Verdutzt, halb betäubt blickte er ihr nach.

Unwillkürlich tastete er über die gemißhandelte Wange hin, auf der dunkle Gluth flammte und er war einen Augenblick lang unentschieden, ob er sich ärgern sollte oder nicht.

Aber dann glitt ein stilles Lächeln über seine Züge und seine Lippen flüsterten: „Frauenhand beleidigt nicht.

Und träumerischen Blickes in der Richtung der Davongeflohenen starrend, fügte er in zärtlichen Lauten hinzu: „Madeleine!“

V.

Kurze Zeit nach dem Ball erhielt Madeleine eines Tages einen Brief mit dem Poststempel Paris, der ihr ebensoviel Ueberraschung wie Freude bereitete.

Gaston de St. Sauveur schrieb ihr nach mehr als einjähriger Pause. Zuerst entschuldigte er sein langes Schweigen. Er habe so ausschließlich seinen militärwissenschaftlichen Studien gelebt, daß er daneben alles Uebrige verrachlässigt habe. Sein Fleiß sei nicht ohne Belohnung geblieben. Vor Kurzem sei er in den Generalstab versetzt worden, eine außerordentliche Auszeichnung bei seinen jungen Jahren.

An diese Mittheilung knüpfte er die Meldung, daß ein Freund von ihm, ein Pariser Journalist im Begriff sei, eine Studienreise nach Deutschland anzutreten. Henri Larcher, Mitarbeiter des weltbekannten Figaro, beabsichtige alle größeren Städte Deutschlands zu bereisen, um ein möglichst umfassendes Material zur Beurtheilung der Deutschen der verschiedenen Stämme zu gewinnen. Sein Werk habe einen kulturellen Zweck. Es solle dem Frieden, der gegenseitigen Verständigung der Völker dienen . . .

Zwei Wochen später wurde Madeleine eines Mittags in den Empfangssalon gerufen.

„Der Herr Franzose ist da!“ meldete ihr Thielke mit wichtigem Gesicht.

Madeleine hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen, als sie nun den Salon betrat und sich einem jungen Mann gegenüber sah, der fast Zug um Zug dem Bilde entsprach, das sie von ihrem Jugendfreunde treu im Gedächtniß bewahrte. Nur ein wenig männlicher und reifer sah der ihr Gegenübertretende aus, der ihr die Hand entgegenstreckte und sie, ehe sie einen Laut hervorbrachte, hastig anredete:

„Ich bringe Ihnen die herzlichsten Grüße unseres beiderseitigen Freundes Gaston. Nicht wahr die Aehnlichkeit zwischen ihm und mir ist überraschend?“

Und nun erstaunte Madeleine noch mehr und ihre Verwirrung wuchs. Das war auch Gastons Stimme. Er war es — ohne Zweifel er war es selbst.

Fragend sah sie zu ihm auf. Aus seinen Augen sprühte ein rascher, warnender Blick zu ihr hinüber, als wollte er sagen: „Sei auf Deiner Hut! Ich bin es: Gaston! Verrathe mich nicht!“

Noch mit ihrer Befangenheit kämpfend, setzte sie sich. Das alles war ihr wie ein Traum. Gaston, den sie noch eben hundert von Meilen fern gewähnt, saß ihr nun plötzlich gegenüber und plauderte mit dem Oberst und seiner Gattin so unbefangen, als sei der räthselhafte Vorgang der sie fast in einen Zustand der Betäubung versetzte, etwas alltägliches.

Das alles hatte sich im Verlauf weniger Sekunden abgespielt und jetzt war das Gespräch, das nur durch Madeleines Eintritt unterbrochen worden, zwischen dem Oberst und dem jungen Franzosen bereits wieder in vollem Gange.

Der Letztere war der Typus eines echten Franzosen: sein Gesicht war länglich und schmal von bleicher Farbe. Die gebogene Nase nahm einen großen Raum darin in Anspruch. Die Augen waren tiefdunkel und stechend und ihr Blick hatte etwas Lauerndes und Unstätes. Schnurr- und Kinnbart gaben dem Kopf, den krauses, schwarzes Haar bedeckte, einen Zug von Kühnheit und Abentheuerlichkeit.

„Sind Sie zum ersten Mal in Deutschland?“ fragte der Oberst.

„Ja, Herr Oberst. Aber ich schätze Deutschland seit lange und es ist seit Jahren mein Bestreben, mich mit der deutschen Sprache und der deutschen Litteratur vertraut zu machen. Ich habe die Hauptwerke Göthe's und Schiller's deutsch gelesen und kenne auch von der neueren Litteratur das Bedeutendere. Jetzt leitet mich das Bestreben, den deutschen Volkscharakter an der Quelle zu studiren.“

„Ein Bestreben,“ warf der Oberst höflich ein, „das um so schätzenswerther und verdienstvoller ist, als es wohl auch heute in Ihrem Vaterlande noch immer ziemlich vereinzelt auftritt.“

„Allerdings — die Thatsache will ich nicht bestreiten,“ versetzte der Franzose gewandt, „so bedauernswerth sie entschieden auch ist. Es sind leider bei uns immer noch in den weitesten Kreisen ganz schiefe Ansichten über Deutschland und deutsche Verhältnisse verbreitet. Wenn es mir gelingt, durch die von mir beabsichtigte Arbeit bei uns eine gerechtere Würdigung des Nachbarlandes anzubahnen, so werde ich für meine Mühe reich belohnt sein.“

Während der Oberst und seine Gattin auf diese mit tönendem Pathos und sprudelnder Lebhaftigkeit gesprochenen Worte mit einigen höflichen Bemerkungen erwiderten, fühlte sich Madeleine von wachsendem Befremden beherrscht. Sie erinnerte sich des flammenden Hasses, den Gaston de St. Sauveur einst gegen Deutschland an den Tag gelegt und wie er immer von dem künftigen Revanchekrieg als dem Ziel seiner heißesten Wünsche gesprochen hatte. Woher dieser plötzliche Umschwung? Und warum die Maskerade überhaupt? Was hatte das alles zu bedeuten?

Die Fragen schossen ihr blitzartig durch den Kopf, ohne daß sie Zeit gehabt, über dieselben nachzudenken.

„Gedenken Sie lange bei uns zu weilen?“ fragte der Oberst.

„Im Ganzen ungefähr ein Jahr,“ antwortete der Franzose. „Ueber meinen Aufenthalt in den einzelnen Städten, die ich zu besuchen beabsichtige, habe ich mir nichts bestimmtes vorgenommen Wo ich am besten Gelegenheit finde, meinen großen Zweck zu fördern, dort werde ich im Interesse der Sache am längsten zu verweilen haben.“

Er sagte das Letztere mit einer unverkennbaren Betonung.

In diesem Augenblick trat Herbert ein.

Der Oberst machte die jungen Leute mit einander bekannt und sagte dann, zu dem Franzosen gewandt:

„Mein Sohn wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen Ihnen zu dienen und Sie bei seinen Bekannten einzuführen, Sie müssen in erster Linie das gesellige Leben kennen lernen.“

„Gewiß, das Leben in der Familie, soweit das für einen Fremden möglich ist. Dann das Leben in den Cafës, den Verkehr der jungen Leute unter einander, aus dem sich Schlüsse über die Zukunft Deutschlands ziehen lassen und wenn ihr Herr Sohn die Liebenswürdigkeit haben würde, sich hierbei meiner ein wenig anzunehmen —“

„Ich bitte ganz über mich zu verfügen,“ beeilte sich Herbert höflich zu erklären. „Bitte mir eine Zeit anzugeben. Ich spreche in ihrem Hotel vor und wir besuchen eines der besseren Lokale, z. B. das Theater-Restaurant, in dem sich fast allabendlich eine fröhliche Tafelrunde von jungen Juristen, Aerzten und Offizieren zusammenfindet.“

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Nachstehende Ansprache des Königlichen statistischen Bureaus wird hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht.

Thorn, den 12. November 1895.

Der Magistrat.

Ansprache an die Bevölkerung über das Wesen und die Bedeutung der Volkszählung am 2. Dezember 1895.

Gegen Ende dieses Monats wird im ganzen preußischen Staate jeder Haushaltungsvorstand sowie jede einzeln lebende Person, welche eine besondere Wohnung inne hat und eigene Wirthschaft führt, durch einen Zähler einen Zählbrief erhalten. Letzterer enthält ein Haushaltungsverzeichniß nebst der erforderlichen Zahl von Zählkarten und eine auf die Innenseite des Zählbriefes aufgedruckte Anweisung zur Ausfüllung dieser Zählpapiere, nach welcher die Haushaltungsvorstände für jede in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember d. Js. — wenn auch nur vorübergehend — in der Haushaltung anwesende Person die darin gestellten Fragen zu beantworten haben. — Diese Zählbriefe, Haushaltungsverzeichnisse und Zählkarten nebst den Zählern selbst aufzustellenden Kontrollisten und den von den Gemeindebehörden einzureichenden Ortslisten bilden die unentbehrlichen Unterlagen der Volkszählung, welche auf Beschluß des Bundesraths vom 11. Juli d. Js. am 2. Dezember d. Js. im ganzen deutschen Reiche stattfinden wird. — Daß derartige Aufnahmen des Standes der Bevölkerung von Zeit zu Zeit erforderlich sind, ist wohl allgemein anerkannt; sie sind unentbehrlich für vielerlei Aufgaben der Reichs-, Staats- und Gemeindeverwaltung sowie das beste Mittel, das Volk nach den verschiedensten Richtungen eingehend kennen zu lernen. Das Ergebniß der Volkszählung soll die Grundlage bilden zur Vertheilung der Leistungen der Bundesstaaten an das Deutsche Reich sowie zur Vertheilung gemeinsamer Einnahmen des Reiches an die Bundesstaaten, ferner zur richtigen Vertheilung mannigfacher, für Staats- und Gemeindezwecke aufzubringender Lasten oder öffentlicher Vortheile, zur Abgrenznng der Wahlbezirke, zum Ausscheiden von Städten aus dem Kreisverbande, zur Ausprägung von Silber- und Scheidemünzen, zur Vertheilung des Ersatzbedarfes für das Heer und die Flotte sowie zu vielen anderen wichtigen Angelegenheiten. Es liegt deshalb im eigensten Interesse aller Landesbewohner, nach besten Kräften dazu beizutragen, daß die Volkszählung ein möglichst vollständiges und zuverlässiges Ergebniß liefere. Es dürfen eben so wenig Personen, welche am Zählungstage in der Haushaltung anwesend waren, ungezählt bleiben wie solche Personen gezählt werden, welche abwesend und deshalb anderwärts zu zählen waren. — Bevor der Haushaltungsvorstand bezw. die einem solchen gleich zu achtende einzeln lebende Person zur Ausfüllung des Haushaltungsverzeichnisses und der Zählkarten schreitet, sollte er sich mit dem Inhalte der Anleitung hierzu, welche sich auf der Innenseite des Zählbriefes findet, vertraut machen. — Die Ermittelung der Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung ist zwar für einige Aufgaben der Verwaltung hinreichend, aber sie ist nicht der alleinige Zweck der Volkszählung, welche außerdem noch eine Anzahl thatsächlicher Verhältnisse und Eigenschaften der einzelnen Bewohner und der von diesen gebildeten Familien und sonstigen Gemeinschaften feststellen soll. Sowie ein sorgsamer Hausvater und jeder gewissenhafte Geschäftsmann sich von Zeit zu Zeit eine Uebersicht seiner Vermögenslage und seines Besitzstandes verschaffen muß, so bedarf auch der Staat und jede, namentlich jede größere Gemeindeeinheit verläßlicher Auskunft über das Alter und Geschlecht, den Familienstand und Beruf, das Religionsbekenntniß, die Staatsangehörigkeit und verschiedene andere persönliche Verhältnisse seiner Bevölkerung. Auf keine Weise sonst als durch eine Volkszählung lassen sich brauchbare Unterlagen für alle auf die Volkskraft und das Volksleben bezüglichen Untersuchungen beschaffen und die Nachweise dafür gewinnen, unter welchen Bedingungen unser Volk lebt, arbeitet und schafft. Ein Volk, welches sich selbst kennen lernen und sich über seine Größe und Bedeutung im Vergleiche zu anderen Völkern sicher unterrichten will, kann der Volkszählung nicht entbehren, und wenn diese, wie bei uns, nur von fünf zu fünf Jahren stattfindet, so darf von dem Pflichtgefühle der Bewohner wohl gefordert werden, daß sie sich nach Möglichkeit sei es in dem Ehrenamte eines Mitgliedes der Zählungskommission bezw. eines Zählers, sei es als Haushaltungsvorstand, an dem Gelingen dieser Aufnahme betheiligen. Die den Haushaltungsvorständen und diesen gleich zu achtenden einzeln lebenden Personen hierbei zufallende Aufgabe ist nicht sonderlich schwierig oder auch nur zeitraubend und besteht lediglich in der gewissenhaften und vollständigen Ausfüllung der den Inhalt des Zählbriefes bildenden Erhebungsformulare, welche nur Fragen enthalten, deren Beantwortung im öffentlichen Interesse unerläßlich und mit keinerlei persönlichem Nachtheil für den Haushaltungsvorstand oder die Angehörigen seiner Familie verbunden ist; denn seitens des Königlichen statistischen Bureaus werden die durch die Volkszählung gewonnenen Nachrichten über einzelne Personen niemals veröffentlicht oder irgend wohin, auch nicht an Behörden, mitgetheilt. Ebensowenig werden diese Nachrichten seitens der Steuerverwaltung oder sonst zu fiskalischen Zwecken verwerthet. Jedermann kann sich versichert halten, daß die in die Zählkarten eingetragenen Angaben über das Alter, den Familienstand, das Religionsbekenntniß, die Staatsangehörigkeit, die Berufs- und Erwerbsthätigkeit, die Berufsstellung, die etwaige Beschäftigungslosigkeit bezw. Zugehörigkeit zu den im aktiven Dienste des Heeres und der Marine stehenden Militärpersonen oder den ältesten Jahrgängen des Landsturmes sowie das etwaige Vorhandensein körperlicher oder geistiger Mängel oder Gebrechen auch gelegentlich der Bearbeitung der Zählpapiere im Königlichen statistischen Bureau nur in die statistischen Tabellen übergehen, in denen der einzelne Mensch nicht mehr erkennbar ist. Nach beendigter Auszählung werden die hier verbliebenen Haushaltungsverzeichnisse und Zählkarten eingestampft. — Außer der vollständigen und wahrheitsgemäßen Ausfüllung der im Zählbriefe enthaltenen Zählpapiere hat der Haushaltungsvorstand auch dafür Sorge zu tragen, daß diese Papiere vom Mittage des 2. Dezember d. Js. ab zur Abholung durch den Zähler bereit liegen und diesem auch dann eingehändigt werden, wenn er selbst nicht zuhause ist. Diese Rücksicht dürfen die Zähler sicherlich beanspruchen, da sie eines Ehrenamtes walten und in dessen Ausübung die Eigenschaft eines öffentlichen Beamten besitzen. Diese Männer haben sehr viel mehr Zeit und persönliche Mühwaltung aufzuwenden als die Haushaltungsvorstände, welche deswegen verpflichtet sind, ihnen unnütze Wege zu ersparen und durch bereitwillige Auskunftertheilung auf etwaige Anfragen die Ausübung ihres doch nur der öffentlichen Wohlfahrt dienenenden Amtes thunlichst zu erleichtern. Die Zähler vertheilen die Zählpapiere und haben sie beim Wiedereinsammeln zu prüfen sowie nöthigenfalls zu ergänzen, auch liegt in ihrer Hand die Aufnahme der Wohnstätten und die Ermittelung der in diesen vorhandenen Haushaltungen bezw. einer solchen gleich zu achtenden einzeln lebenden Personen. Von der Umsicht der Zähler und deren Zusammenwirken mit den Haushaltungsvorständen hängt das Gelingen der Volkszählung vorzugsweise ab. Preußen bedarf rund 230000 Zähler und ebenso vieler Zähler-Stellvertreter, und es ist nicht leicht für die mit der Ausführung der Volkszählung betrauten Gemeindebehörden, geeignete und zur Uebernahme dieses Ehrenamtes bereite Persönlichkeiten in der erforderlichen Zahl zu gewinnen. Deshalb darf wohl erwartet werden, daß alle noch hinreichend rüstigen und in ihrem Amte für einige Tage abkömmlichen Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten sowie die an höheren, Mittel- und Volksschulen angestellten und durch das Ausfallen des Unterrichtes am Zählungstage dienstfreien Lehrer einer an sie ergehenden Aufforderung der Gemeindebehörde, das Ehrenamt eines Zählers zu übernehmen, bereitwillig Folge leisten und auch bei dieser Gelegenheit dem öffentlichen Interesse ihre Dienste widmen werden. Die diesjährige Volkszählung ist, da der 1. Dezember auf den 1. Adventsonntag fällt, durch Beschluß des Bundesrathes auf den nächstfolgenden Tag verlegt worden. Die Aufnahme selbst durfte nicht etwa deswegen unterbleibrn, weil bereits in diesem Jahre, am 14. Juni, eine allgemeine Berufs- und Gewerbezählung stattgefunden hat, denn durch die letztbezeichnete statistische Erhebung ist der Stand der Bevölkerung nur nebenher ermittelt worden, auch fand die Zähluug zu einer Zeit statt in welcher die Bevölkerung in starker Bewegung ist und sich deswegen ganz anders vertheilt als zu Anfang Dezember. Da sind in Deutschland weitaus die meisten Menschen in ihrem Wohnorte anzutreffen und bleiben dort auch bis gegen Weihnachten, so daß noch während einiger Wochen nach dem Zählungstage die Ergänzung unvollständig ausgefüllter Zählpapiere durch Rückfrage bei den betreffenden Personen möglich ist. Aber auch noch aus einem anderen Grunde war die Winterzählung geboten, nämlich zur Verbesserung der bei der Berufs- und Gewerbezählung erhobenen Statistik der Beschäftigungslosen. Die klimatischen Verhältnisse Deutschland bedingen es, daß einige Erwerbszweige (z. B. das Baugewerbe, die Landwirthschaft) während mehrerer Monate nicht betrieben werden können, während anderseits nur wenige Erwerbszweige (z. B. die mit Eissport in Verbindung stehenden Betriebe, gewisse auf das Weihnachtsfest bezügliche Gewerbe, das Baumfällen in der Forstwirthschaft) ausschließlich im Winter Arbeiter beschäftigen. Gelegentlich der Berufs- und Gewerbezählung sind deshalb verhältnißmäßig wenige Beschäftigungslose ermittelt worden, und die bevorstehende Volkszählung wird deren voraussichtlich eine erheblich größere Zahl nachweisen. Wir erwarten von dieser Zählung wie von den vorhergegangenen zuverlässige Auskunft über den gegenwärtigen Zustand der Bevölkerung und werden keine Mühe scheuen, um ihr Ergebniß so schnell wie möglich festzustellen und zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, damit es für die Gesetzgebung, Verwaltung und Wissenschaft sowie für das gesammte Volk nutzbar gemacht wird.

Berlin, den 4. November 1895.

Königliches statistischen Bureau.
Blenck

(4398)

Thorn, den 12. November 1895.

Der Magistrat.

Polizeil. Bekanntmachung.

Diejenigen Pensionäre und Renten-Empfänger, welche von der **Polizeibehörde** die Bescheinigung über Leben, Unterschrift 2c. beizubringen haben, werden darauf aufmerksam gemacht, daß diese Bescheinigungen für die Folge nur dann ertheilt werden können, wenn die gedachten Personen **selbst** im Polizei-Sekretariat-, Commissariat oder Melde-Amt erscheinen und dort **in Gegenwart des Beamten** die Quittuugen unterschreiben.

Pensionäre uud Rentenempfänger, welche durch **Krankheit** verhindert sind, selbst an den betr. Amtsstellen zu erscheinen, haben die Pensions- 2c. Quittungen in Gegenwart des **Revier-**Polizei-Beamten **eigenhändig** zu vollziehen, und sodann die mit der Unterschrift des amtlichen Schreibzeugen versehenen Schriftstücke, zur weiteren Bescheinigung den bezeichneten Amtsstellen vorlegen zu lassen.

Thorn, den 20. Oktober 1895.

Die Polizei-Verwaltung.
Dr. Kohli. (3997)

Kirchliche Nachrichten.

Am Buß- u. Bettag, Mittwoch, 20. 11. 95

Altstädt. Evang. Kirche.
Morgens 8 Uhr: Beichte in beiden Sakristeien und Abendmahl.
Vorm. 9½ Uhr: Herr Pfarrer Stachowitz.
Nachher Beichte: Derselbe.
Abends 6 Uhr: Herr Pfarrer Jacobi.

Neustädt. evang. Kirche.
Vorm. 9½ Uhr: Herr Pfarrer Hänel.
Nachher Beichte und Abendmahl.
Kollekte für Bekleidung dürftiger Konfirmanden.
Nachm.: Kein Gottesdienst.

Neustädt. evang. Kirche.
Vorm. 11½ Uhr: Militärgottesdienst.
Herr Divisionspfarrer Schönermark.
Nachher Beichte und Abendmahlsfeier.

Evang. Gemeinde zu Mocker.
Vorm. 9 Uhr: Gottesdienst.
Herr Divisionspfarrer Schönermark.
Nachher Beichte und Abendmahl.

Evang. Gemeinde zu Podgorz.
Vorm. ½9 Uhr: Beichte. 9 Uhr: Gottesdienst, dann Abendmahl.
Kollekte für den Traubibelfonds.
Herr Pfarrer Endemann.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck in Thorn.